



Wie Vergleiche die Welt formen

„Das ist so, als würde man Äpfel mit Birnen vergleichen!“ ist eine Redensart, die deutlich machen soll, dass anscheinend etwas falsch verglichen wird. Wieso gerade die beiden Obststücke zum Tabu geworden sind, weiß man am Sonderforschungsbereich „Praktiken des Vergleichens“ zwar noch nicht – aber da hier alles herausgefunden werden soll, was über das Vergleichen herausgefunden werden kann, wird man auch dieses Geheimnis bestimmt noch lüften.

Von Andreas Hermwille

Was tun Akteure, wenn sie vergleichen? Man muss nur einen Moment überlegen, um festzustellen, dass es lange brauchen kann, diese Frage zu beantworten: Denn verglichen wird überall. Schon in den selbstverständlichsten Elementen unserer Wahrnehmung steckt ein Vergleich. Denn wie sollte man den Stuhl vom Tisch unterscheiden können, wenn man nicht in der Lage wäre zu vergleichen, dass Stühle meist mehr Rückenlehnen als Tische haben?

Entsprechend der Dimension der Frage hat sich auch eine große Anzahl an Disziplinen zusammengeschlossen, um diese zu beantworten: Ein Forschungsverbund aus Geschichts- und Literaturwissenschaft, Philosophie, Kunstgeschichte, Politik- und Rechtswissenschaft will die Praktiken des Vergleichens von Grund auf analysieren.

„In der modernen Welt wird alles andauernd verglichen.“

„Wir nähern uns dem Vergleichen aus einer historischen Perspektive“, erklärt Dr. Silke Schwandt, Projektleiterin des Teilbereichs Dateninfrastruktur und Digital Humanities am Sonderforschungsbereich. „In der modernen

Welt wird alles andauernd verglichen. Wir wollen herausfinden, wann das angefangen hat und wie sich das Vergleichen im Lauf der Geschichte geändert hat.“

Die Forschenden verteilen sich auf 14 unterschiedliche Teilprojekte mit den verschiedensten Ansätzen: von der Untersuchung alter Schriften von Herodot über einen Blick auf Kolonialmächte und ihre Rechtsprechung bis hin zu jungen Fragen, etwa danach, wie im Kalten Krieg die beiden Großmächte ihre Truppenstärken verglichen haben.

In der Unterschiedlichkeit der Ansätze liegt auch eine der größten Herausforderungen des Sonderforschungsbereichs. Denn wie soll am Ende gemeinsam eine Forschungsfrage beantwortet werden, wenn die Teilprojekte inhaltlich derart weit auseinandergehen? Schwandt erklärt, der Schlüssel dazu liege in der Klarheit der Forschungsfrage, die für alle Beteiligten die Gleiche ist: „Was Akteure tun, wenn sie vergleichen, ist als Frage so modellhaft und so abstrakt, dass alle Disziplinen sie bearbeiten können.“

Dennoch bleibt die Frage bestehen, wie die Arbeit von Forschenden aus ganz verschiedenen Bereichen für die Kolleginnen und Kollegen verständ-

lich bleibt. Zwischen den verschiedenen Disziplinen wechseln nicht nur die Fachsprachen, auch die Publikationsmethodik oder der Aufbau von Arbeitsschritten kann völlig auseinandergehen.

Wenn aus Zahlenkolonnen Graphen werden

Diese Herausforderung anzunehmen, ist die Aufgabe des Digital-Humanities-Team um Schwandt und ihre Kollegin Dr. Johanna Vompras. Mit dem Begriff der Digital Humanities, also den digitalen Geisteswissenschaften, wird die Symbiose aus Geisteswissenschaften und Informatik beschrieben. Es geht darum, mithilfe digitaler Arbeitsmethoden neue Erkenntnisbereiche innerhalb der Geisteswissenschaften zu erschließen. Ein Einsatzgebiet sind dabei genau die Verständigungsbarrieren zwischen den einzelnen Projekten. Denn hier können die Digital Humanities helfen, die Codes der Disziplinen füreinander verständlich aufzuschlüsseln.

Ermöglicht wird das in einem ersten Schritt durch die Einführung von disziplinübergreifenden Standards. Zum Beispiel erheben und digitalisieren die Forschenden ihre Daten in gleicher Weise und legen ihre einzelnen vollzogenen Arbeitsschritte offen. „Wenn wir die einzelnen Arbeitsschritte kennen, dann sind wir in der Lage, diese modelliert abzubilden“, erklärt Schwandt. „Dadurch zeigt sich leichter, ob zwei Projekte zum Beispiel gleiche Interessen haben und ähnlich vorgehen.“ Hier liegt die Herausforderung darin, dass es sich um Abläufe handelt, die erfahrene Forschende automatisiert und selbstverständlich durchführen. Den Schritt zurück zu machen und bewusst darüber nachzudenken, zum Beispiel in welchen

einzelnen Schritten aus einer rohen Idee eine ausgearbeitete Argumentation wird, ist oft schwieriger als gedacht.

Dieses Wissen kann aber helfen, um Arbeitspraktiken, die in dem einen Projekt gut funktioniert haben, auch in anderen zu versuchen. In den Digital Humanities liegt der Fokus auf den Möglichkeiten, die sich durch Digitalisierung ergeben, zum Beispiel durch das Anlegen von Datensätzen oder durchsuchbaren Dokumenten. Schwandt und ihr Team müssen den Überblick darüber behalten, welche Möglichkeiten für welches Projekt eventuell nützlich wären. „Wir können zum Beispiel Datenmengen visualisieren. Wenn aus Zahlenkolonnen Graphen werden, die sich schneiden, dann kann man zu ganz anderen Erkenntnissen kommen“, erklärt sie. „Oder wenn es um die Untersuchung einer Region geht, ist vorstellbar, die Forschungsergebnisse nicht nur als Fließtext, sondern zum Beispiel auch in Form einer interaktiven Karte zu publizieren.“

Am Ende ermöglichen die Standardisierung und die Verwendung digitaler Methoden der Forschung und Publizierung einen viel einfacheren Perspektivwechsel zwischen den Disziplinen und damit die erfolgreiche Zusammenarbeit der einzelnen Projekte.

Für das Digital-Humanities-Team ist die Suche nach den digitalen Darstellungs- und Arbeitsmethoden, die in den jeweiligen Teilprojekten den höchsten Erkenntnisgewinn bringen und sie erschließbarer machen, nicht nur ein Service. „Diese Methoden zu entwickeln, auszutesten und festzustellen, welche Disziplin wovon am meisten profitieren kann, das ist auch unsere Forschungsleistung“, stellt Schwandt heraus.



Dr. Silke Schwandt

Forschen mit spezieller Fachperspektive, aber auch mit der abstrakten Modellbrille, dazu Service leisten und gleichzeitig dessen Nutzen evaluieren – im Sonderforschungsbereich „Praktiken des Vergleichens“ geht es im wahrsten Sinne interdisziplinär zu. Dieses Arbeiten an den Übergängen ist kompliziert, erfordert viel Koordination und ist nur möglich, wenn alle Beteiligten Kompromisse eingehen. Dafür winkt aber auch ein großer Lohn: eine disziplinübergreifend anwendbare Theorie, die erklärt, wie Vergleiche die Welt geformt haben. ■